

Shitstorm

Autor(en): **Zeyer, René**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **93 (2013)**

Heft 1012

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-737177>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Shitstorm

**Wer sagt, was unbequem ist, muss sich auf Gegenwind einstellen.
Dass er sich aber auch auf eine persönliche Hetzjagd einstellen muss, ist neu.
Protokoll einer moralischen Verwüstung.**

von René Zeyer

Wer den Buchtitel «Armut ist Diebstahl» wagt, darf sich über aufschäumende Erregung nicht wundern. Damit muss rechnen, wer wachrütteln will, wer sich, wie es heute in den Medien gerne heisst, an einem Tabubruch versucht. Was verteilt wird, muss zuerst geschaffen werden. Erreicht zudem Umverteilung ihr Ziel nicht, die Verringerung der Anzahl relativ Armer, finanziert aber eine veritable Hilfsindustrie, dann handelt es sich um Diebstahl. Obwohl diese Thesen wohlbegründet und auf mehr als 200 Seiten erklärt und belegt sind, wobei mit keinem Wort Schuldzuweisungen an Arme gemacht werden, appellieren solche Analysen offensichtlich an die niedrigsten Instinkte der Leser. Um Missverständnisse zu vermeiden: Ich bin konfliktfähig, Anrempeln gewohnt, ein fröhlicher Anhänger der Haltung: Wer austeilt, darf kein Glaskinn haben.

Früher ergoss sich Räsionieren ohne Raison über den Stammtisch, heute steht dafür das interaktive Internet zur Verfügung. Fast immer geschützt durch Anonymität darf hier jeder zeigen, dass er zwar keine Ahnung, aber eine Meinung hat. In Originalrechtschreibung einige Müsterchen aus Hunderten von Kommentaren, die gepostet wurden oder meine Mailbox verstopften: «Kleiner kleffender Pinscher, Herrenrassenmentalität, menschenverachtend, Hetze gegen die schwächsten Opfer dieses Systems, Ihnen wünsche ich eine lange Zeit der Armut, was für ein gigantischer Schwachsinn, ubler Hetzer, naja der typ hat recht, aber keine ahnung von wirtschaft.» Ein leicht drohender Unterton darf auch nicht fehlen: «Meinte etwa der Zeyer, dass er relativ ungeschoren mit diesen Einstellungen und <Gedanken-Ergüssen> davonkommt? Der wird nach der Revolution als Erster an die Wand gestellt.» Der Gipfel war aber ein Kommentar auf dem vorgeblich moderierten Forum des Schweizer Fernsehens nach der «Arena»: «Sein gesamtes Auftreten erinnert mich an das Bild eines deutschen nationalsozialistischen Offiziers, der die bittere Notwendigkeit des Völkermordes der Juden erklären will.» Interessanterweise pöbeln und beleidigen anonyme angebliche Humanisten, die mir nur das Schlechteste wünschen, aber gleichzeitig zum Ausdruck bringen, dass ihnen die Verbesserung des Schicksals der Armen und Elenden dieser Welt ein Herzensanliegen ist. Darüber hinaus wird mein Ausschluss aus Redaktionen, die sofortige Löschung jeglicher «Gratiswerbung für ein sehr bedenkliches Gedankengut», dazu

René Zeyer

ist promovierter Germanist, freier Publizist und Autor. Zuletzt von ihm erschienen: «Armut ist Diebstahl: Warum die Armen uns ruinieren» (Campus, 2013). René Zeyer lebt in Zürich.

Auftrittsverbot im Fernsehen gefordert, überhaupt: Schnauze halten. Selbstverständlich hat kein einziger dieser kurz vor der Herzenskernschmelze stehenden Wutbürger das Buch gelesen, selbstverständlich wird keine einzige Zahl mit einer sie falsifizierenden konfrontiert, kein Argument widerlegt. Niemals seien 2012 in Deutschland 782 Milliarden Euro für «Sozialleistungen» ausgegeben worden, erregten sich viele. Dabei stammt diese Zahl aus dem offiziellen «Sozialbericht» der Bundesregierung. Man könnte dieses Aufschäumen als Blasenbildung im intellektuellen Prekariat abtun und mit der Bemerkung zur Tagesordnung übergehen,

Fast immer geschützt durch Anonymität darf im Internet jeder zeigen, dass er zwar keine Ahnung, aber eine Meinung hat.

das es eben auch erschreckend viele geistig Arme gibt, die das Internet als Pissoirwand des 21. Jahrhunderts missbrauchen. Das wäre aber falsch. Eine sehr seriöse deutsche Talkshow lädt mich ein. Im Vorgespräch gesteht mir die Redaktion, dass sie grösste Mühe habe, einen Vertreter der Hilfsindustrie aufzubieten. «Was, Zeyer? Nein, mit dem diskutieren wir nicht», sei die allgemeine Antwort gewesen. Dabei habe ich kein Pamphlet, sondern ein Sachbuch mit wohlbegründeten Analysen geschrieben. Auch viele Leitmedien zeigen sich bislang finster entschlossen, einen solchen Tabubruch gar nicht erst zu ignorieren. Wie formulierte das ein angesehener Redakteur des renommiertesten deutschen Nachrichtenmagazins, der mich immerhin einer Antwort würdigte, wieso er sich öffentlich nicht mit dem Buch auseinandersetzen wolle: «Vor allem stösst mich die implizite Grundhaltung, die da zutage tritt, offen gestanden ein wenig ab.»

Die implizite Grundhaltung ist: nachdenken, recherchieren, analysieren, schreiben. Das Ergebnis lautet: Armutsbekämpfung

(Selbst-)Demontage des Finanzplatzes Schweiz IX

Hans Geiger

Der Finanzplatz wird langsam gekocht

Bis zur Finanzkrise war der Finanzplatz international ein Vorzeigeobjekt der Schweiz. Die Banken wurden bewundert, wenn auch nicht geliebt. Dann stürzte die UBS und wurde vom Staat zweimal gerettet. Die erste Rettung war eine wohl nötige Meisterleistung und hat der Schweiz im nachhinein sogar Milliarden Gewinne beschert. Die zweite war unnötig und ein Debakel für das Land. Die früheren Deklamationen von Banken und Politikern zum Schutz der Privatsphäre waren Sprüche von Schönwetterkapitänen. Im Sturm sieht alles ganz anders aus.

Und trotzdem gibt es den Finanzplatz fünf Jahre später noch. Auf ihm arbeiten mehr Leute als vor der Krise, Zürich und Genf gehören noch immer zu den wettbewerbsfähigsten Finanzplätzen der Welt. Doch die Entwicklung erinnert an die Geschichte vom gekochten Frosch. Wirft man einen Frosch ins siedende Wasser, springt er in Todesangst sofort heraus. Erhitzt man das Wasser langsam, verharrt er wohligh im Kochtopf, bis er elendiglich stirbt. Es fällt der Schweiz schwer, klug auf die gefährlichen Entwicklungen zu reagieren. Der Finanzplatz wird langsam gekocht. Zurzeit lebt er noch.

Der Bundesrat hat sich beim Fröschekochen aktiv engagiert. Er will mit seiner Finanzplatzstrategie «einen glaubwürdigen, steuerlich konformen und wettbewerbsfähigen Finanzplatz Schweiz» schaffen. Der Absender unterliegt einem schweren Irrtum. Die Regierung hat keine Pharmaplatzstrategie, keine Medtechstrategie, keine Uhrenstrategie. Darum geht es diesen Branchen wohl so gut. Es ist nicht Aufgabe des Staates, für die Wirtschaft Strategien zu entwickeln. Der Wettbewerb kann es besser, falls er funktioniert.

Der Staat soll für einen funktionierenden Wettbewerb sorgen und für günstige Rahmenbedingungen. Mit rückwirkenden Gesetzesänderungen, Jekami-Vorschlägen und Kurvenschneiden ist das sicher nicht möglich.

Wie geht es weiter? Mit Selbstdemontage und langsamem Erhöhen der Wassertemperatur? Oder mit einem prosperierenden internationalen Finanzplatz? Für letzteres bräuchte es ein Umdenken. Banken und Politik müssen vor allem über eines nachdenken: die internationalen Kunden. Denn ohne Kunden braucht es auch keinen Finanzplatz.

Hans Geiger ist emeritierter Professor am Institut für Banking und Finance an der Universität Zürich. Von 1970 bis 1996 war er tätig bei der SKA, der heutigen Credit Suisse.

schafft mehr Arme. In Europa genauso wie in der Dritten Welt. Schlimmer noch: Sie ruiniert den Sozialstaat und treibt den Mittelstand ins Elend. Seit 400 Jahren gilt: Mehr Geld für Bedürftige ist nicht die Lösung, sondern das Problem. Nur Rechtssicherheit als Handlungsrahmen, Bildung und Zwang zur Eigenverantwortung können etwas bewirken. Eine Hilfsindustrie mit Multimilliardenumsätzen floriert und tabuisiert das Thema, um jede Kritik zu unterdrücken. Sozialausgaben lassen die Staatsschulden explodieren. Untermauert wird diese Analyse mit einem recht umfangreichen Zahlengebilde. Nichtsdestotrotz kann das natürlich falsch sein. Falsche Zahlen, falsche Berechnungen, falsche Interpretationen, falsche Schlussfolgerungen. These, Debatte, Widerlegung oder Verifizierung. So entsteht eigentlich Erkenntnisgewinn. Der findet, zurzeit, hier nicht statt. Das könnte man als Ausdruck meiner persönlichen Frustration abtun. Auch das wäre falsch.

Je garstiger die wirtschaftlichen Verhältnisse in Europa werden, umso stärker entsteht offenbar das Bedürfnis nach Biedermeier, nach Wohlfühlzonen, nach geradezu romantischer Weltflucht. Wenn so viele Risse durch die Welt gehen, so viele Abgründe drohen, auch jedem wirtschaftlichen oder finanztechnischen Laien dumpf schwant, dass weder Staatspapiere noch der Spargroschen noch die Rente sicher sind, Hiobsbotschaften aus Euro-Krisenländern und den USA hageldicht einschlagen, wenn also bei vielen die Furcht im Hinterkopf nistet, dass das alles wohl nicht gut, sondern böse enden wird, dann entwickelt sich interessanterweise eine geradezu antiaufklärerische Haltung: nicht wissen wollen, sich bloss nicht verunsichern lassen, unreflektiert am Bewährten festhalten, sich in einem weltfernen Konsens kuschelig einrichten und die Decke über den Kopf ziehen.

Längst überwunden geglaubte Geisteshaltungen feiern fröhlich Urständ. Je kritischer die Lage wird, desto stärker das Bedürfnis: Ruhe, Denkpause, keine Misstöne im gemeinsamen Absingen fröhlich-ängstlicher Lieder. Armutsbekämpfung ist gut und richtig, Minarettverbote dumm und nichtig, die Schweiz ist ein weltoffenes Einwanderungsland, auch befremdliche Bräuche müssen multikulturell verstanden werden, oder in einem Satz: Wir sind zwar an vielem schuld, aber für nichts verantwortlich. Denn persönliche Schuldgefühle werden in einen Verweis auf allgemeine, staatliche, europäische Verantwortung abstrahiert, damit sich der einzelne von Konsequenzen absentieren kann. Früher sorgte hierzulande die christliche Religion dafür, dass eine vermeintlich übergeordnete Macht Leitplanken setzte, die einen von jeder Eigenverantwortung, vom Selberrnachdenken, vom Zweifeln salvierte. Und wenigstens als Kompensation für ein garstiges Diesseits ein elysisches Jenseits versprach.

Heute übernimmt das ein herrschender Diskurs, den man als allgemeine Sozialdemokratisierung bezeichnen könnte. Dieses Welterklärungsmodell arbeitet mit drei Methoden. Zur Illustration je ein Beispiel.

- Die Moralisierung: Ein Fremder verhält sich rüpelhaft und wird zurechtgewiesen: Das sei nicht ein Appell an Sitte und Anstand, sondern soll Ausdruck von Rassismus sein. Ein Schweizer benimmt sich einem Fremden gegenüber unziemlich: Das sei nicht persönliches Fehlverhalten, sondern soll Ausdruck von Rassismus sein.
- Die Tabuisierung: Armen muss geholfen werden, Flüchtlinge gehören aufgenommen. Das ist so, wer dem widerspricht, verstösst gegen ein Tabu, ist ein Unmensch.
- Die Verallgemeinerung: Nicht jeder einzelne Staatsbürger ist verantwortlich oder schuld, sondern das Kollektiv. Der Staat soll's gefälligst richten, und wenn er's nicht kann, dann ist er dran schuld, nicht ich.

Die ihn lenkenden Parteien nähern sich im Sinne dieser Sozialdemokratisierung einander bis zur Ununterscheidbarkeit an. Exemplifizierbar im verzweifelten wie vergeblichen Bemühen der deutschen Sozialdemokraten im letzten Wahlkampf, erkennbar zu machen, was ihren Kandidaten und sein Programm eigentlich von Mutti Merkel und ihrem Nichtprogramm unterscheidet; ausser dass er eine Krawatte zum Hosenzug trägt. In der gleichen Krise stecken die Schweizer Sozialdemokraten. In ihren Kernthemen, soziale Gerechtigkeit, Arbeitnehmerschutz, klauen ihnen Einzelkämpfer wie Minder oder andere Parteien die Forderungen. Man könnte nun meinen, dass es doch eine gute Sache sei, wenn sich Konflikte in Konsens auflösen, politisch und gesellschaftlich gekuschelt statt gekeilt wird – Friede, Freude, Eierkuchen für alle. Auch das ist falsch, fatal falsch.

Wenn immer bedrohlichere Probleme nicht benannt, nicht beschrieben werden dürfen, wenn im konfliktiven Diskurs keine neuen Erkenntnisse und daraus resultierende Lösungsmöglichkeiten entwickelt werden können, dann steigen die Chancen, dass die real existierenden Zeitbomben explodieren. Denn sie sind zwar weggekuschelt, aber nicht entschärft.

In diesem schleichenden Gärungsprozess des seit der Aufklärung etablierten kritischen Denkens und produktiven Streitens sind die eingangs zitierten Rüpeleien nur Blasen an der Oberfläche. Ihrer kann man vielleicht mit der Einführung einer Müllabfuhr im Internet Herr werden. Nimmt aber die Sozialdemokratisierung des allgemeinen gesellschaftlichen Diskurses weiter zu, dann steigen die Chancen dramatisch, dass das alles, was wir an aktuellen Problemen so haben, in einem antiaufklärerischen Geraune und Geschwurbel verschwindet.

Interessanterweise habe ich aber bislang über zwei Dutzend Zuschriften von Menschen bekommen, die zum Teil jahrzehntelang, viele bis heute in Europa oder in der Dritten Welt als Sozial- oder Entwicklungshelfer arbeiten. Ausnahmslos zustimmend. Wie formuliert das einer: «Sie fassen meine bitteren Erfahrungen endlich in die richtigen Worte. Ich wünsche Ihnen viel Kraft für die weitere Auseinandersetzung; ich weiss, worauf Sie sich einlassen.» ◀

Markus Fäh und Andreas Oertli

Zur Lage...

...des Schweizer Fussballs

Fussball ist die wichtigste Nebensache der Welt. Er füllt Stadien, bringt Männer zum Verzweifeln, Brüllen und Weinen, fördert oder untergräbt lokalen und nationalen Stolz. Vor der WM 2014 fragen wir uns: Wie halten wir Schweizer es damit?

Bestandesaufnahme: Der Oberwalliser Sepp Blatter steht der (nach der katholischen Kirche) mächtigsten nichtstaatlichen Organisation vor. Unsere Nationalmannschaft wird bis 2014 von einem Deutschen trainiert und besteht zum grossen Teil aus Talenten mit Wurzeln jenseits unserer Grenzen. Wir haben uns für Brasilien qualifiziert und liegen auf Platz 7 der Weltrangliste. Wir haben traditionsreiche Vereine, die in den grössten Schweizer Städten beheimatet sind. Der aktuell erfolgreichste Club ist der FC Basel, der in dem oft buchstäblich nur randständig wahrgenommenen kleinen Halbkanton zuhause ist. Zürich hingegen muss sich fussballerisch schämen. Die beiden grossen Stadtvereine schaffen es nicht, den ewigen Konkurrenten herauszufordern, und Bevölkerung wie Regierung sind das Thema dermassen leid, dass Zürich – als Sitz der Fifa! – kein anständiges Fussballstadion bekommt. Kleinkarierte Nachbarn einer (vom Volk akzeptierten) würdigen Fussballarena haben das Projekt vor Gericht versenkt. Das mickrige, aber immerhin teure Folgeprojekt fand vor dem Volk keine Gnade. Zürich liebt den Fussball nicht. So wie es auch die (Fussball-)Kultur nicht aus vollem Herzen liebt. Zürich liebt das Geld.

Bern und Thun, Aarau und Luzern, Lausanne und Sion, ja selbst St. Gallen, das sind die anderen derzeitigen Schweizer Fussballstädte. Sie haben mehrheitlich schmucke neue Stadien, und wenn es am Geld fehlt, schwingt ein fussballverrückter Hauptaktionär das Zepter.

Die Schweizer spielen guten Fussball. Doch die ganz grosse Leidenschaft dafür haben wir nicht. Wir freuen uns an den Siegen, aber das richtige Leiden der Verlierer haben wir nicht gelernt. Aber genau das gehört zum Fussball dazu. Wer vor lauter Verwöhnung nicht leiden kann, ist zur Leidenschaft nicht fähig. Wer die Hölle fürchtet, kann das Paradies nicht erleben. Dem typisch schweizerischen Leidenschaftsdefizit wird also auch die Reise nach Brasilien nicht abhelfen. Die Schweizer und der Fussball – halt doch nur eine Schönwetterfreundschaft.

Markus Fäh, Psychoanalytiker und Coach
(und seit Kindsbeinen bekennender FCZ-Fan).
Andreas Oertli, Unternehmensberater und Coach
(und Sportabstinenter).